



schleichen drohte, ebenfalls weltkundig wurde. Ich erinnere beispielsweise an Arius im 4. Jahrhundert. Er war katholischer Priester in Alexandria; von Wissensdübeln geblendet, versuchte er es, in dem, was bis auf seine Zeit gepredigt und geglaubt worden war, ein einziges Wort, ja, nach dem griechischen Text, nur einen einzigen Buchstaben zu ändern; er predigte nämlich, der Sohn Gottes sei dem Vater ähnlich, aber nicht gleich<sup>\*)</sup>. blieb diese (irrtümliche) Aenderung etwa unbekannt? Oder war es gar möglich, sie einzuschmuggeln in die Kirche? Wir hörten es jüngst noch, lieber Leser, daß Morgenland und Abendland vereint nicht ruhten, bis die Irrlehre auf der Kirchen-Versammlung zu Nicäa (325) feierlich verworfen ward.

Die Offenbarungen Gottes an die Menschheit sind mit der öffentlichen Predigt Jesu und der Apostel — als göttlicher That — abgeschlossen. Von diesen Offenbarungen darf aber auch, nach dem Worte des Herrn, kein Jota, kein Pünktchen vergehen (Matth. 5, 18) aber auch kein Jota, kein Pünktchen geändert werden. Dessen ist der hl. Paulus so sicher, daß er im Briefe an die Galater also sagt: „Wenn auch wir oder ein Engel vom Himmel euch ein Evangelium verkündigen sollte wider das, was wir euch verkündigt haben, so sei er verflucht!“ (Gal. 1, 8.) Die Worte des Apostels enthalten eben den, von alters her befolgten, katholischen Grundsatz: Nichts neues! nur, was überliefert ist! An Gottes Worten, die Er an die Menschen gerichtet, können und sollen die Menschen nicht herummodellern, nichts wegnehmen, nichts zusetzen, nichts verändern.

Das Gleichnis vom Säemann hat nun eine tiefe Bedeutung sowohl für die lehrende wie für die hörende Kirche. Zunächst für die lehrende Kirche: denn seitdem der Heiland, der zuerst Selbst den Samen der ewigen Wahrheiten ausgestreut hat, wieder in Seine Herrlichkeit eingegangen ist, hat die lehrende Kirche in Folge Seines Auftrages („Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker etc.“ Matth. 28.) die Pflicht und Aufgabe des Säemannes. Wenn da oft genug der Erfolg der aufgewendeten Mühe nicht sehr erfreulich ist, so mag sie sich mit dem Worte des hl. Chrysostomus trösten: der Heiland habe dieses Gleichnis vorgetragen, um Seine Jünger zu üben und zu belehren, daß sie nicht mutlos werden dürften, wenn unter denen, die den Samen aufnehmen, viele wären, die ihn wieder zerstörten. Denn auch Ihm sei so geschehen, und obwohl Er gewußt, daß es so kommen werde, habe Er dennoch nicht unterlassen, zu säen.

Auch für die hörende Kirche hat das Gleichnis eine tiefe Bedeutung: es macht nämlich so wunderbar anschaulich und klar, welche Hindernisse die Hörer des Wortes Gottes hinwegzuräumen und welche Bedingungen sie zu erfüllen haben, damit es in ihnen Frucht bringe. Aus unserm Verhalten zu dem Worte Gottes können wir leicht auf die innere Herzensverfassung schließen, in der wir uns befinden. In keinem Augenblicke aber ist uns die Möglichkeit genommen, uns anders — d. i. besser — dem Worte Gottes gegenüber zu verhalten, als dies bisher der Fall war, um dann auch durch wahre Gottes- und thätige Nächstenliebe dreißig<sup>\*)</sup>, sechzig<sup>\*)</sup>, ja hundertfältigen Fruchtreichthum zu erzielen.

Eine höchst musterhafte Frau aus dem Orden der hl. Theresia, Franziska von Jesu genannt, hörte einem jeden Prediger mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, er mochte nun die Gabe der Beredsamkeit besitzen oder nicht. Als nun einst ein Prediger durch reizlosen und schleppenden Vortrag die ehrwürdige Zuhörerschaft sehr ermüdete, und Franziska, während ihre Mitschwester das Ende kaum erwarten konnten, mit sichtlichem Interesse

<sup>\*)</sup> Im Griechischen: Homoiostos (ähnlich) statt homousios (gleichen Wesens).

ihm zuhörte, gaben ihr die Schwestern ihre Bewunderung in unerbittlicher Weise kund. Sie aber erklärte sich darüber in sehr überzeugender Weise: Wenn Jemand (sagte sie) in weiter Ferne von der Heimat oder gar an einem Orte der Verbannung sich aufhielt, und es gingen ihm von seinen Eltern, Geschwistern oder Freunden Briefe oder mündliche Nachrichten zu, so würde er sicherlich wenig darauf achten, ob diese Briefe zierlich und kunstgerecht geschrieben, ob die mündlichen Nachrichten im Schmucke der Redekunst ihm mitgeteilt würden. Vielmehr je bündiger und einfacher die Berichte abgefaßt, desto lieber wird er sie hören, desto freudiger wird er sie glauben! Ebenso verhält es sich auch mit den Nachrichten aus dem himmlischen Vaterlande, von Gott, Seiner Vorsehung, Seiner Liebe, Seinen Verheißungen und Geboten, — was soll hier gesuchter Redeschmuck, wo es um die religiöse Wahrheit, um die wichtigste Angelegenheit des menschlichen Lebens sich handelt?

### Wie entsteht die Kälte?

Von Dr. Wilhelm Leichen (Berlin).

Wo kommt die Kälte her, der bitter kalte Frost? Diese Frage kann man in jedem Winter hören und die verschiedensten Antworten darauf. Ein klares Bild aber machen sich über die Entstehungursache der Kälte nur wenige Menschen. Im Sommer fällt es keinem Menschen ein, zu fragen, wo kommt die Hitze her, diese tropische Gluth, denn Jeder weiß, daß die Sonne es ist, welche die ausstrahlt. Von einer Kältequelle ist wenig die Rede, ja selbst die Wissenschaft spricht wenig davon, denn streng genommen ist ihr der Ausdruck Kälte in unserem Sinne unbekannt. Die Wissenschaft macht keinen Unterschied zwischen Wärme und Kälte; was wir im gewöhnlichen Leben Kälte nennen, ist für die Wissenschaft nur ein geringer Grad von Wärme. So sind natürlich auch die Grade unter dem Nullpunkt auf unseren Thermometern für die Wissenschaft eine höchst willkürliche und veränderliche Sache, die eben jeden Tag anders eingestellt werden kann; es ist durchaus kein Zwang, daß der Gefrierpunkt des Wassers der Nullpunkt, daß der Siedepunkt des Wassers der achtzigste oder hunderste Grad sein muß. Benutzen doch die Engländer und Amerikaner ein Thermometer nach Fahrenheit, welches keine negativen, also keine Grade unter Null kennt, denn bei diesem Thermometer ist der Gefrierpunkt des Wassers, also unser Nullpunkt, mit 32 Grad bezeichnet, also nach unseren Thermometern von Reaumur und Celsius mit + 32 Grad. Um Fahrenheit in Reaumur oder Celsius umzurechnen, muß man von den Fahrenheit-Graden 32 abziehen und durch 9 dividiren. Den erhaltenen Quotienten multipliziert man mit 4, so hat man die Reaumur-Grade, mit 5, so erhält man die Celsius-Grade.

Die Kälte stammt wie auch die Wärme aus den höheren Regionen, je mehr man sich nämlich von der Erde entfernt, je höher man in die Lüfte steigt, desto mehr nimmt die Temperatur ab. Diese Abnahme beträgt nach sorgsam ausgeführten Messungen einen Grad Celsius bei einem Aufstieg von je 220 Metern. Diese Abnahme mit der Höhe erklärt sich dadurch, daß die Sonnenstrahlen nur zum kleinsten Teil von der atmosphärischen Luft aufgenommen werden; den größten Teil nimmt die feste und flüssige Erdoberfläche auf und zwar merkwürdiger Weise die feste schneller als die flüssige, wofür allerdings das Wasser die Wärme länger bei sich behält, also langsamer ausstrahlt, als die feste Erde.

Diese Abnahme der Temperatur mit der Höhe bedingt auch den Charakter und das Aussehen unserer hohen Berge. Diese Abnahme macht es möglich und erklärlich, daß Länder, die unten in ihren Thälern niemals Schnee sehen, auf ihren hohen Bergesrüden ewigen

Schnee haben. Die Abnahme der Temperatur übt auch auf die Vegetation einen mächtigen Einfluß aus, indem jede Pflanzenart in ihrer räumlichen Verbreitung auf diejenigen Höhenzüge beschränkt ist, innerhalb derer die zu ihrem Gedeihen erforderliche Temperaturverhältnisse stattfinden. So ist z. B. der Bau des Weinstockes und der Getreidearten nur bis zu einer für jede Art bestimmte Höhe über dem Meerespiegel möglich. Auf hohen Bergen in südlichen Ländern finden wir nur bis zu einer ganz bestimmten Grenze die immer grünen Nadelhölzer, dann höher noch die Alpen- und Flechtenarten, und dann kommt die Region des ewigen Schnees. Diese ewige Eisregion wird dadurch bedingt, daß die Strahlen der Sonne, selbst im Sommer, nicht mehr im Stande sind, die Schneemassen zu schmelzen, welche im Laufe des Winters in dieser Höhe fallen und liegen bleiben.

Mit der Höhe wird die atmosphärische Luft nicht nur kälter, sondern auch dünner, ja schließlich so dünn, daß kein lebendes Wesen mehr in derselben athmen kann. Jeder Luftschiffer weiß es, daß es für ihn da oben in den Lüften eine Grenze gibt, die er nicht überschreiten darf, wenn ihm sein Leben lieb ist.

Dieses Kälter- und Dünnerwerden der Luft erfolgt so langsam und allmählich, daß erst in einer Höhe von 300 Kilometern unsere Atmosphäre ganz aufhört und die Region des Weltäthers beginnt. Aus dieser Region, aus diesem Raum des Weltäthers, aus diesem unendlichen Raum des Weltalls stammt unsere Kälte, in diesem unermesslichen Raume herrscht stets eine Durchschnittskälte von Minus 125 Grad Reaumur. Aus diesem so weit entfernten Raum bezieht auch unsere Erde die Kälte. Wie zwei fürchtbare Gegner stehen sich die Wärme der Sonne und die Kälte des Weltalls gegenüber, es findet ein ewiger Kampf statt zwischen diesen beiden Giganten.

Dieser Kampf, dieser Ausgleich schützt uns vor sengender Gluth, vor tödtlicher Kälte. Und dennoch würden wir, sowie jedes lebende Wesen, entweder dem einen oder dem anderen Giganten zum Opfer fallen, wenn unsere Atmosphäre nicht wäre mit ihrem Wasserdampf. Dieser in der Luft feinvertheilte, unsichtbare Wasserdampf schützt uns im Sommer gegen allzu große Hitze und bewahrt uns im Winter vor tödtlicher Kälte. Dieser Wasserdampf ist ein vorzüglicher Regulator, er hält wie das Wasser die Wärme länger an als jeder andere Körper und giebt sie nur langsam ab. Dieser Wasserdampf ist uns gleichsam im Sommer, dadurch daß der Himmel bedeckt ist, ein Sonnenschirm; eine Schutzdecke gegen die Kälte dagegen im Winter bei trübigen Tagen.

Auf diesem Umstand des langsamen Annehmens und Abgebens beruht das Seeklima, welches im Sommer kühl und im Winter milde ist.

Durch den ewigen Kampf der Sonnenwärme mit der Kälte des Weltäthers entsteht stets eine Luftbewegung, durch den steten Ausgleich der Wärme und Kälte entstehen die Luftströmungen, die Winde, Stürme und Orkane. So lange Wärme und Kälte um den Vorrang streiten, solange werden wir Winde auf Erden haben. Es giebt also naturgemäß kalte und warme Winde. Kalte Winde sind solche, welche aus den Polargegenden kommen. Die warmen Winde wehen vom Aequator her. In der Aequatorialzone steigt die warme Luft in die Höhe, um nach den gemäßigten Zonen abzufließen. Zum Ausgleich strömt dagegen die kältere Luft der Polargegenden zum Aequator hin. So entstehen die zwei Hauptwinde, der obere und der untere Passat.

Durch die ungleiche Wärmevertheilung auf unserer Erde wird das Gleichgewicht unserer Luft stets gestört. Hierdurch wiederum wird der Wasserdampf verschieden vertheilt. Auf diese ungleiche Wärmevertheilung lassen sich alle meteorologischen Erscheinungen zurückführen, und das Zusammenspiel dieser meteo-

rologischen Erscheinungen an einem Orte nennt man „Klima“.

Warum ein Ort ein warmes Klima, ein anderer dagegen ein kaltes hat, das erklärt sich aus sehr verschiedenen Ursachen. Hohe Berge können kalte Winde abhalten; viel Wasser verleiht einer Gegend eine gemäßigtere Luft. In Sibirien beispielsweise kann man eine Kälte von 60 Grad Celsius erleben. Diese Gegend ist so kalt, weil das Land sehr wasserarm ist, weil der Himmel stets heiter, die Luft stets trocken ist und weil das Land in hohen Breiten liegt. Alle diese Umstände tragen dazu bei, daß die Kälte aus dem Luftraum sich mit möglichst wenig Hindernissen auf das Land niederlassen kann. —

Wer von den beiden Giganten einmal, nach Jahrtausenden, siegen wird, das ist eine noch durchaus offene Frage, die wohl sobald nicht gelöst werden wird.

### Das verräterische Photographum.

Novellette von Karl Koda.

„Liebes Hänschen...“ Frau von Wendelstein ließ den martialischen Schnurrbart ihres stattlichen, siebenundzwanzigjährigen Jungen, des Oberleutnant der Garde-Mann, Hans von Wendelstein kosend durch ihre Finger gleiten, „willst Du Deiner Mutter noch immer keine Tochter zuführen? Es giebt doch so viele liebe und nette Mädchen, die meinen Hans glücklich machen könnten.“

„Hahahaha...!“ Hans lachte auf und schaute seiner Mutter mit jenem entzückenden Liebermüde in die Augen, der der Stolz aller Mütter herangewachsener Söhne ist. „Hahaha, mein Herzensmütterchen, eine ganze Menge Damen hast Du gleich für Deinen Sohn im Sinne?! Hahahaha!“

„Lache nicht, mein alter Hans...!“ aus den Augen der Edelfrau leuchtete das stolze Mutterglück heraus. „Du weißt, wie ich es meine, und wie gern ich noch erleben möchte, daß...“

„Der Herr Oberleutnant von Wendelstein unter den Pantoffel kommt!“ fiel Hans seiner Mutter lustig in das Wort, „damit wird mein Herzensmütterchen aber kein Glück haben. Habe Dich ja, Gott sei Dank, Du treuestes Mutterherz...“ Hans stand auf und schloß die Mutter in seine Arme, „da ist das Heiraten noch lange nicht nötig...“ damit griff er zu Müze und Reitgerte, um sich zum Dienst zu begeben.

„Und ich erlebe doch noch, daß ein liebes und schönes Weib meinen wilden Jungen in Rosenfesseln legt...!“ drohte Frau von Wendelstein hinter ihm her, während Hans sporenklirrend davonschritt.

Hätte dem Herrn Oberleutnant irgend ein anderer etwas Derartiges gesagt, dann würde er in bekannter Melodie: „Du bist verrückt, mein Kind,“ gequillt haben; bei seiner über alles verehrten Mutter kam ihm ein derartiger Gedanke natürlich nicht in den Sinn.

Aber lächerlich fand er die Drohung doch. Ihm Rosenfesseln anlegen! Wem sollte das wohl gelingen?!

Er liebte, natürlich! — Alle Welt liebt ja, warum er nicht? Aber von allen weiblichen Wesen war es einzig seine Mutter, welche er mit dieser Regung seiner Seele beglückte, und — eine Schwester hatte er nicht — seine Großtante Ulrike, die ihm jeden Monat einen Hundertmarkschein sandte. Seine sonstigen zärtlichen Empfindungen konzentrierten sich auf seine beiden Säule, Bleh und Nero, zu denen in letzter Zeit als besonderer Günstling eine junge deutsche Dogge, Karo genannt, gekommen war. Sollten ihn diese drei Individuen in Rosenfesseln legen wollen? „Bah!“

Der Dienst war kaum beendet, da vertauschte Hans sein Chargenpferd gegen den „Nero“, ließ dem Karo einen Maulkorb umlegen und trabte nach dem Tiergarten hinaus. Hier ging es in den schattigen Reitwegen bald schneidig hin, Trab und Schritt, Galopp und

Sprung, wie die Saune es eingab; und Karo mit lustigem Gebell hinterdrein.

Nero war ein herrliches Tier, schwarz und feurig und mit so tadellosen Gängen; er hätte dem Leutnant nicht besser unter dem Sattel wachsen können. Dabei war er erst dritthalbjährig und seit einem halben Jahre in Hansens Training. Es war eine Lust, ihn zu reiten.

Möglich — „Hoppla! — Nerochen, was fällt Dir denn ein?!“ Als der Herr Leutnant eben aus der Jägerhof-Allee in die Kaiserstraße einbog, richtete ein Gartenarbeiter seinen Wassererschlauch auf die Reitbahn hin und traf den Nero mit der vollen Kraft des Wasserstrahles gegen die Beine. „Donnerwetter, Kerlchen...“ das war dem Nero noch nicht passiert und dem Herrn Leutnant ebensowenig... „bist Du denn nicht recht gescheit, das ist ja bloß kaltes Wasser...!“ Der Gaul sprang hoch auf, hoppste ein paar Sekunden lang wie eine Prima Ballerina auf den Hinterbeinen herum und... „das ist ja zum Radschlagen, Pferdchen!“ — zwang den Herrn von Wendelstein allerschleunigst abzuhängen, da er andernfalls abgeworfen worden wäre.

Damit war Nero aber noch nicht beruhigt. Er sprang mit einem grobachtigen Satz zur Seite auf den Fußgängersteig, und ehe der Herr Leutnant es zu verhindern vermochte, hatte er hier eine junge Dame derartig in den Zügel gefangen, daß an ein Entrinnen nicht zu denken war.

„Gott nein...!“

„Tausend mal Verzeihung, mein gnädiges Fräulein...!“ die Situation war heillos. Dort der stampfende Nero, dicht unter seinen dampfenden Rüstern, von den Zügeln seit unwickelt, die junge Dame, und neben dieser Herr Hans von Wendelstein mit der Aufgabe das Pferd zu beruhigen, die Dame zu beschützen, bei alledem aber auch den Nero festzuhalten.

„Ich bin untröstlich, mein gnädigstes Fräulein...!“ Das kleine, elegante Hütchen des jungen Mädchens fiel unter Neros unruhigen Stößen auf die Erde.

„O Gott, welches Mißgeschick...!“

Hans sah ein ungemein liebliches Gesichtchen vor seinen Augen glänzen, und eine außerordentlich sympathische Stimme tönte in sein Ohr. Aber Gesichtsausdruck und Stimme waren frei von Bitterkeit; es lag eine, dem jungen Offizier wohlthuende vornehme Anmut darin, die sich zurecht zu finden wußte.

Er bückte sich nach dem Hute und hob ihn auf. Das war die höchste Zeit, sonst hätte Karo sich damit befremdet, dem der Austritt augenscheinlich Spaß machte. „Zurück, Karo...!“

„Meine armen Haare!“ Mit komisch-klaglichem Stimmenfall legte die junge Dame ihre perglaube behandschuhete Rechte auf ihr läppiges Blondhaar, das allerdings in Gefahr war, von Neros Schnauze übel zugerichtet zu werden... „

Bitte unterthänigst um Vergebung, mein gnädigstes Fräulein, der Gaul ist sonst so fromm. Nur eine Sekunde Ruhe noch, dann...“

„Dieser unartige Hund kommt nun auch noch...“

In der That sprang das Tier jetzt lustig bald auf Hans, bald auf Nero, bald auf die Dame zu und verschlimmerte die Lage.

Natürlich hatte sich auch eine Menge Menschen angefundnen, welche in respektvoller Entfernung von Neros stampfenden Hufen, die Gruppe umstehend, jene liebenswürdig-spöttischen Glossen laut werden ließ, welche sich bei solchen Anlässen schwer zurückhalten lassen, und in welche man gern mit einstimmen würde, wenn man nicht selber gerade in der Falle säße.

Endlich gelang es dem Herrn Leutnant, die Zügel und die Dame derart zu lockern, daß sie aus der Schlinge schlüpfen konnte.

„Gott sei Dank...!“ Unart, geh doch fort...!“

„Zurück Karo!“ Hans riß den Hund bei

seinem Maulkorbe heftig zurück. „Aber so können Sie unmöglich nach Haus gehen, gnädigstes Fräulein...!“

„Gott ja, ich sehe auch übel aus...!“ Das Klang wieder weit mehr wie vornehmes Verständnis für die Komik der Situation, als wie wirkliche Klage. Hans hätte der jungen Dame die Hände küssen mögen.

„Es wird hoffentlich ein Wagen in der Nähe sein... gestatten gnädigst...“ Der Herr Leutnant wollte sich nach der Fahrstraße wenden, wo, wie immer, alle möglichen Gefährte her und hin rollten. Da richteten sich zum ersten Male die Blicke der schönen Unbekannten, welche bis dahin unter den schraubenden Rüstern Neros, wie unter den täppischen Angriffen Karos zur Erde gerichtet gewesen waren, nach seinem Antlitz empor.

„Huha...!“ Als ob ein jäher Schreck ihre Herzthätigkeit plötzlich lähme, so erlöste ihr Gesichtchen bei Hansens Anblick. Dann rief dieselbe Stimme, die noch kurz vorher mit ihrem melodischen Weichklänge dem Herrn von Wendelstein ungemein sympathisch berührt hatte, kurz: „Nein, nein, ich danke, Sie haben ja mit Ihrem Pferde zu thun. Ich benutze die Straßenbahn...“ Und dann eilte das junge Mädchen nach der anderen Seite der Straße, bestieg eine gerade vorbeikommende „Elektrische“ und ließ dem Herrn Leutnant das Nachsehen.

Der hatte große Lust seinem Karo das Fell durchzugerven. Als er sich jetzt aber nach dem Hunde umwandte, sah er denselben mit einem Damenledertäschchen im Maul hinter sich stehen.

„Ranu?“ Was ist denn das, Hundchen?“

Darauf wußte das Tier allerdings keine Antwort. Aber das Täschchen selbst vielleicht. Es war ja kein Zweifel, die schöne Unbekannte hatte es verloren, wenn nicht gar der Hund es ihr entriß hätte.

Hans nahm dem Nero die Tasche ab. Dann bestieg er der Nero wieder und trabte nach Hans.

Daher war sein erstes das Täschchen zu untersuchen.

„Es ist zwar indiskret, lieber Wendelstein, aber Du mußt doch sehen, ob Du auf diese Weise die Eigentümerin ermitteln kannst.“

Es war ein Täschchen von schwarzem Leder mit in Feuer vergoldetem Bügel und enthielt eine kleine Häkelarbeit, einen Brief, dessen Umschlag die Adresse: Fräulein Lotte von Kettlingen, Kürfürstenstraße Nr. ... trug, und endlich... den braven Hans krabbelte es plötzlich bis in die Haarspitzen hinein, — sein eigenes Photographum in Kabinettformat. „Daß Du die Motten kriegst!“

Aber es war keine Täuschung. Er mochte sich auf die Lippe beißen oder beim Ohr zupfen, es blieb sein Bild, dieselbe Aufnahme, welche er erst wenige Wochen vorher auf Tante Ulrikes Wunsch hatte anfertigen lassen, und von der er... will doch mal nachsehen, müßte ja mit dem Teufel zugehen!“ Hans begab sich an seinen Schreibtisch und öffnete die Schublade desselben, ... erst ein einziges Exemplar und zwar an Tante Ulrike fortgegeben hatte. Von dem angefertigten Duzend lagen noch elf in dem Karton, das zwölste hatte Tante Ulrike bekommen. Wie gelangte dieses Bild nun in das Arbeitstäschchen von Fräulein Lotte von Kettlingen?“

Am folgenden Morgen war Frau von Wendelstein rein „baff“ über das veränderte Wesen ihres Sohnes.

„Was hast Du denn, mein alter Junge?“

„Das wüßtest Du wissen, mein liebes Mutterle, gelt?“ Hans nahm den Kopf seiner Mutter zärtlich zwischen seine schlanken weichen Hände und küßte ihr Stirn und Wangen. Dann eilte er mit einem lustigen Triller davon.

Frau von Wendelstein schaute ihm mit glücklichem Lächeln nach. „Wenn mich nicht alles täuscht, dann ist mein Hänschen bis über die Ohren verliebt.“

Es war auch so. Das Damentäschchen mit dem Photographen darin hatte seine Wirkung gethan. Mehr allerdings noch die Erinnerung an die tragikomische Begegnung im Tiergarten, an das vornehm-liebliche Wesen des reizenden Mädchens und ihr feines Verständnis für die Komik der gegebenen Situation.

Gegen elf Uhr ließ Hans seinen Wagen spannen und fuhr nach der Kurfürstenstraße.

Er fand die Gesuchte, nur schöner noch, bescheidener, anmutiger und liebewerter in ihrer schlüchternen Häuslichkeit, als auf dem Spaziergange im Tiergarten. Sie war die Tochter einer „Majorswitwe“ in beschränktem Verhältnissen. Aber trotzdem fand Hans nicht den Mut, von dem Photographen zu reden. Es lag ein so echter Zauber keuschester Jungfräulichkeit über dem schönen Mädchen, daß er lediglich das Täschchen abgab, nochmals um Verzeihung bat, und sich nach einigen verbindlichen Worten wieder empfahl.

Aber noch am selbigen Nachmittage kniete er vor seiner Mutter nieder: „Meine liebe Mutter, willst Du Deinem Hans eine recht, recht große Bitte erfüllen?“

„Mein alter Junge, mußt Du darum noch fragen?“

Und nun beichtete Hans. Bloß von dem Photographen sagte er nichts.

„Ich werde den Damen morgen meinen Besuch machen“, lächelte Frau von Wendelstein, „und meinem Hans dann berichten, ob seine Wahl eine gute ist.“

Wenige Tage später fuhr Hans selber schon wieder nach der Kurfürstenstraße, dieses Mal aber um sein liebreizendes Bräutchen, Lotte v. Kettlingen, nebst ihrer Mutter seiner eigenen Mutter zuzuführen.

Jetzt endlich fand er den Mut nach seinem Photographen zu fragen.

„Mein einziger Hans . . .“, Lottchen barg ihr in tiefstem Purpur erglühendes Köpfchen an seine Brust, „ich habe für den Photographen gearbeitet, Bilder in Oel übermalt, um die Mutter ein wenig zu unterstützen, und da habe ich auch Dein Bild dort gesehen. Es gefiel mir so ungemein, daß ich es mir vom Photographen ausbat und . . .“

„So . . .!“ Hans jubelte laut und glücklich auf, indem er seinem Bräutchen ein paar Thränen von den Augen küßte. „Na, wenn Dir das Bild schon so sehr gefallen hat, dann wird das Original ja doch wohl auch nach Deinem Geschmack sein.“

### Ein seltener Heirathsvermittler.

Humoreske von Paul Alexander.

Auf meiner jüngsten Ferienwanderung kam ich eines Tages in das Städtchen F., fern von allen Knotenpunkten des Verkehrs. Es ist ein ländliches, urgemüthliches Nestchen, aber das heimlichste Plätzchen darin ist gleich das erste Häuschen an der Landstraße, halb verdeckt hinter alten Linden und lieblich umrankt von Ephen und Weinreben. Ueber der altwäuerischen Thür mit dem Wetterhahn verrieth ein Schild seine Bestimmung: „Herberge und Gastwirtschaft.“

Dort lehrte ich ein und fand da einen dicken, freundlichen Wirth nebst seiner forypulenteren, hausbackigen Ehehälfte, zwei Sinnbilder des Behagens, welches man auch alsbald empfand. Der Wirth hatte als echter Herbergsbater die Gewohnheit, jeden Einkehrenden zu fragen, weß Zeichens er sei. Als ich ihm mein Metier kundgab, sagte er schmunzelnd, er sei ein Freund von solchen Leuten.

Im Hintergrunde des Zimmers bemerkte ich in einem Glaschranke eine mannhohle Maske, eine Art von Stadtsoldaten-Uniform, aber mit großen Epauletten, großem Dreimaster und darüber ein breitem Bandel einer Infanteriesäbel hängen. Neugierig fragte ich nach der Bestimmung dieser „Vogelscheuche“. Der Wirth nahm das Wort keineswegs übel.

„Vogelscheuche, das ist der rechte Titel“, entgegnete er; „Ihr aber hab' ich mein Glück zu verdanken. Lassen Sie sich die Geschichte erzählen.“ Bei diesem Eingange ward die dicke Wirthin über und über roth und zupfte verlegen an der Schürze.

„Na na, Alte, brauchst Dich nicht zu geniren“, scherzte der Wirth; „Du spielst in der Geschichte die Hauptrolle und kannst Dir was drauf einbilden. Also hören Sie. Ich wanderte vor vierzig Jahren als junger Bursch mit bescheidenem Felleisen in dies Städtchen ein, war auf meine Tischlerprofession schon zwei Jahre in der Welt, heißt das in allen Gegenden Deutschlands umhergezogen, und hatte, wie das solchen Zugvögeln geht, außer dem Kronthal, den mir Mütterchen beim Abschied zugesteckt und den ich ins Westenfutter eingenäht trug, kaum sechs Heller in der Tasche. Was blieb mir also übrig, als milde Seelen anzusprechen? Früher trugen die Gesellen Degen, zu meiner Zeit durften sie kaum noch mit Bittworten sechten.“

„Ich geh' also gleich aufs erste Haus zu, daselbe, wo ich heut' wohne. Es sah so gemüthlich einladend aus. Da drinnen, denk' ich, können nur gemüthliche Menschen wohnen. Gehe auf das Haus los und sehe am Fenster ein allerliebtes rotwangiges Mädchen sitzen, mit ein paar Augen, die mir wie Sonnenschein ins Herz schauten. Da, sehen Sie, wie meine Alte wieder rot wird! Sie kanns nicht hören, daß sie nicht bis heute das junge, schmucke Ding geblieben ist, das sie damals war. Wie ich das Mädchen sah, schoß mir gleich das Blut zu Kopfe; ich war' fast wieder umgekehrt, weil ich mich genirte, als Bettler aufzutreten. Denk' aber: ein Heller aus hübscher Mädchenhand bringt mehr Glück, wie zehn Thaler von einem Negrimm, und schreite auf die Hausflur los.“

„Wetter, wie erschreckt ich da! Vor mir steht im Zwielicht ein uniformirter Mann, mit dem Rücken nach Außen, einen Sarras umgehängt. Unsererins denkt natürlich gleich an Polizei und Gendamerie, und fürchtet das Einstechen. Ich pralle zwei Schritte zurück und reiße den Hut herunter. Holla, denke ich mit dem da ist nicht zu spaßen! Er sieht Dir's an der Nase an, daß Du sechten willst, „grüß' die Kunst“ und bringt Dich in Nummer Sicher. Leise wie ein Kästchen ziehe ich mich zurück. Da auf einmal schallt ein Gelächter vom Fenster her — ich blicke hin und seh' einen Alten mit weißer Zivelmütze, ein hageres abgelebtes Gesicht, das sich über mich vor Vergnügen ausschütten will; aber das Mädchen daneben lachte nicht mit, es ward über und über rot und sah sehr mitleidig aus. Ich blick' wieder nach meinem Uniformierten und denke, was der dazu sagt. Der rührt sich nicht. Ich sehe genauer hin und — beim heiligen Hieronymus, ich hab' einen alten Kleiderstock für'n Menschen angezehen.“

„Heinrich, Du bist blamiert!“ sage ich mir und mache mich wie ein begossener Pudel aus dem Staube. Nach dem Fenster wage ich vor Verschämtheit nicht mehr zu blicken. Erst als ich ein hübsches Stück weg bin, schau ich mich um. Kommt ein alter Priester äger daher, geht ans Haus, nickt ins Fenster und schiebt dem Uniformierten eine Zeitung oder so etwas in die Fracktasche. Drauf kommt das Mädchen heraus und holt das Päckchen. Aha, denk' ich, der Alte drin ist ein Geizhals, der die Zugvögel mit seiner Scheuche abhalten will, weil er an der Landstraße wohnt. Und dann lacht er sich obendrein gesund.“

„Ich gehe nachdenklich weiter. Das Mädchen stak mir im Sinn; sie hatte nicht mitgelacht, sie hatte also ein gutes, teilnehmendes Herz. „Wenn Du die Kriegen könntest, Heinrich — Du kannst ein teilnehmendes Herz brauchen!“ Da fährt mir ein Gedankentelegramm durch den Kopf. „Was sollst Du noch weiter wandern? Bleib' im Städtchen, wenn's Arbeit giebt! Die Stiefelsohlen sind durch, die Nähte halten an Frack und Hose

nicht mehr recht zusammen — Du könntest das Mädchen wiedersehen.“

„Gesagt, gethan! Ich bekomme Arbeit und lef wieder in der Abenddämmerung ans liebe Häuschen. Richtig stand die Vogelscheuche noch da, aber das Mädchen sah ich nicht. Die Liebe macht erfindertisch, das ist eine bekannte Sache. Ich gehe also in meine Schlafstelle, schreibe einen Brief ans Mädchen, wickle einen Strauß hinein und denke, Du machst es wie der Briefträger — Seine Gnaden, der Herr General, soll als Bote dienen. Richtig sahete ich den anderen Tag mein Päckchen in die Uniformtasche.“

„Mit bangen Herzen wandere ich zwei Tage später am Hause vorbei. Das Mädchen sieht mich, wird rot und lächelt vor sich hin. An ihrem Busen sehe ich eine von meinen Blumen. „Hurrah, Du hast gesiegt, Heinrich!“ Ich mache das Ding noch einmal und bitte um ein Stelldichein. Glücklicherweise war ich wie ein König. Das Mädchen kam Abends heraus und that, als wollte es Wasser holen. Das andere können Sie sich denken — wir wurden stille Liebesleute. Meine Marie wohnte bei ihrem alten Onkel, der ungefähr 20,000 Mark Vermögen hatte und mutterseelen allein war. Der Onkel war etwas geizig und sehr streng mit ihr. Wir verabredeten, daß der General im Hausflur ferner als Briefträger dienen sollte, weil sie immer die Zeitung aus seiner Tasche für den kränklichen Alten holte. Das ging so eine Weile. Bald steckte ich einen Strauß, bald ein hübsches Band, bald eine Räscherei in die Tasche. Eines Tages that ich eine allerliebste Mettwurst hinein — fällt's dem Artem ein, selber die Tasche zu holen, findet die Wurst, wundert sich und läßt sie sich wohl schmecken. „Siehst Du, Mariechen“, sagt er, mein alter Stadtsoldat bringt Segen!“

„Etwas später sollte unser Briefträger meiner Marie ein zuckernes Herz und ein Briefchen bringen. Der Alte findet's, — „aha“, sagt er, „schaut's da heraus! Also für Dich sind die Süßigkeiten, mein lockeres Vögelchen!“ — Von dem Tage an räumte er den Stadtsoldaten weg. Meine Arbeit ging vierzehn Tage später zu Ende — ich hatte keine Aussicht, mein Mädchen zu heiraten und mußte weiter wandern. Ich schnürte mein Bündel und wollte vorher einen Abschiedsbrief zu meiner Marie tragen. Wie erschrak ich! An derselben Stelle, wo sonst die Uniform gehängt, stand ein aufgebahrter Sarg. Meine Marie lag glücklicher Weise nicht darin; sie kam mir mit rotgeweinten Augen entgegen: ihr alter Onkel hatte das Zeitliche gesegnet; sie fiel mir weinend um den Hals.“

„Ich will Abschied nehmen“, sagte ich und weinte auch.“

„Du wirst fort, jetzt, wo ich ganz allein bin?“

„Ja, ich muß, meine Arbeit ist zu Ende.“

„Heinrich“, flüsterte sie, „der Onkel hat mich zum Erben eingesetzt.“

Den Wink verstand ich. Ich blieb und übernahm an Stelle des Stadtsoldaten die Hauswache. Wir trauerten mit einander und nach einem Jahr heirateten wir uns.“

„Weißt Du was“, sagte ich zu meiner jungen Frau, „das Häuschen hat eine herrliche Lage — wir wollen ein Wirtshaus daraus machen. Und dann kommt unser Briefträger zum ewigen Andenken in einen Gl. Schrank.“

„Da sehen Sie ihn nun — er hat alle Liebesbriefe, die er einst meinem Schätzchen zugetragen, wieder in der Tasche und soll sie auch ferner tragen.“

Der Alte schmunzelte vergnügt und umfaßte seine Frau, der er einen herzhaften Kuß gab.

Ich hatte meine helle Freude an den biederen Leuten.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Homonym: Ofen.